

Das leichte Partygeplauder ist eine hohe Kunst

ANGLISTIK Sinn und Unsinn beim Small Talk: Professor Klaus P. Schneider analysierte die „kleine Gesprächsform“, die in angelsächsischen Ländern viel verbreiteter ist als hierzulande

Von Jutta Beiner-Lehner

„Stellen Sie sich vor, Sie sind auf einer Party und sehen eine unbekannte Person, die nett aussieht. Was sagen Sie zu ihr?“ Mit einem praktischen Experiment stieg Professor Klaus P. Schneider vom Institut für Anglistik, Amerikanistik und Keltologie in seinen Vortrag „Small Talk – Mythos und sprachliche Wirklichkeit“ ein. Bereits in seiner Dissertation 1988 befasste sich der Sprachwissenschaftler der Uni Bonn mit dieser leichtesten aller gesellschaftlichen Gesprächsformen – die bis dahin einzige, ausführliche wissenschaftliche Untersuchung dazu.

Wir alle praktizieren ihn täglich, den Small Talk. Für gut befunden wird er hingegen nur von einer geringen Zahl der Deutschen: 79,9 Prozent von 154 Befragten stuften hierzulande den Small Talk als „unwichtig“, „oberflächlich“ und „inhaltsleer“ ein. Im Land der Dichter und Denker scheint sein Image eher weit unten angesiedelt, obwohl die zunehmende Bedeutung von Small Talk (beispielsweise für das Gedeihen zwischenmenschlicher Beziehungen) längst wissenschaftlich untermauert ist.

Seine sozialen Funktionen seien beträchtlich: Kontakte zu knüpfen, Schweigen zu vermeiden, friedliche Absichten zu signalisieren, Kontakte aufrechtzuerhalten und zu pflegen sind nur einige davon. Auch im Arbeitsleben sei die Gabe zum kleinen Gespräch „unverzichtbare Schlüsselqualifikation, von der Verhandlungsergebnisse und Geschäftsabschlüsse abhängen können.“



Über Belanglosigkeiten unverkrampft reden zu können, ist viel wichtiger, als viele Deutsche glauben. FOTO: DPA

Die scheint sich allmählich doch steigender Beliebtheit zu erfreuen: Ratgeberliteratur rund um die richtigen Sätze im Miteinander (mit Titeln wie „Die hohe Kunst des Small Talk“, „How to talk small: Partywissen für Fortgeschrittene“ oder

„Safer Talk: Small Talk ohne Hemmungen“) fänden reißenden Absatz, sagt Schneider: „50 lieferbare Titel sind auf dem Markt.“ Als Autoren analysierte er Betriebswirte, Finanzwirte, Diplomökonomen, Psychologen, Pädagogen, Germa-

nisten und sogar Chemiker. „Verkauft werden Superlative“, so Schneider: „Damit die Pause nie peinlich wird – Nie mehr sprachlos – Schlagfertig und witzig in allen Lebenslagen“ lauteten die Versprechungen dieser Ratgeber. Eine

klare Abgrenzung zum Small Talk sei allerdings in diesen Büchern nicht immer gegeben: Häufig bezögen sich die Aussagen etwa auch auf andere Formen sozialen Sprechens, wie etwa Tischreden oder die richtigen Umgangsformen in besonderen Situationen.

Aber was verbirgt sich nun hinter diesem Allerwelts-Geplänkel? „Small Talk ist kein Formel-1-Rennen. Small Talk ist wie Surfen: Es kommt darauf an, im Zusammenspiel mit Wind und Wellen aufrecht zu bleiben und voranzukommen“, zitiert Schneider einen Ausspruch aus „Etikette heute“, das dem Thema sogar eine Extra-Ausgabe widmete. Ein etwas verkrampftes Verhältnis beobachtet und untersucht Schneider bei seinen Landsleuten: „Dieser Zwang zur Originalität im Small Talk scheint etwas typisch Deutsches zu sein.“ Eine Sendung des Westdeutschen Rundfunks bezeichnete Deutschland sogar als Small-Talk-Wüste: In den englischsprachigen Ländern werde wesentlich lockerer damit umgegangen.

Generell gebe es sechs Diskursstrategien, die beim Small Talk eine Brücke zum Gegenüber bauen können: Beurteilen, Zustimmung, Überbieten, Anschließern, Erwidern, Verbinden. „Great party, isn't it?“, sagt zum Beispiel A. „Yeah, it's brilliant“, sagt B – ein Zustimmung und Überbieter zugleich. Wann der Small Talk endet und der Big Talk beginnt, kann dabei auch von wissenschaftlicher Seite nicht erschöpfend analysiert werden. Die Übergänge gestalten sich fließend und sind nicht zuletzt eine Frage der persönlichen Chemie.